

Reise ins Innere des Pop-Songs

Von Peter Rüedi

Sonic Youth ist das, was man «eine der einflussreichsten No-Wave/Noise-Rock-Bands» der jüngeren Popgeschichte nannte. Gegründet 1981, ist sie auch Teil der Jugenderinnerungen des Zürcher Pianisten Stefan Rusconi, der erst mit über zwanzig zum Jazz kam. Wenn der jetzt dem Sound seiner frühen Jahre mit seinem fabelhaft integrierten akustischen Trio (am Bass Fabian Gisler, am Schlagzeug Claudio Strüby) seine ganze neue CD «It's a Sonic Life» widmet, hat das erst mal sentimental biografische, dann aber auch eminent künstlerische Gründe. Wo immer Jazzer sich mit Pop einlassen, wittern Puristen Verrat. Zumindest in diesem Fall ist das Unsinn. Erstens hat sich der Jazz immer schon mit der Verwandlung von «Pop» befasst (nur waren das lange Zeit Stücke aus Musicals und Filmen). Zweitens ist Sonic Youth das ziemliche Gegenteil einer sich an die Massen ranschmeissenden Gruppe. Die schräg gestimmten und ins Geräuschhafte, Atonale verzerrten Gitarren verdeckten selbst auf den kommerzielleren Alben (für das Label Geffen) den melodischen Kern, den sie in der Folge demontierten. Um eben den aber geht es Rusconi. Er kopiert die Vorlagen nicht, er transponiert sie in sein anderes Format. Er zieht sie ins Intime. Auch Rusconi/Gisler/Strüby verfremden Klänge, aber nicht mittels Elektronik, sondern durch das Präparieren ihrer akustischen Instrumente. Sie entstellen die teils schlichten, teils vertrackten Vorlagen von Sonic Youth zur Kenntlichkeit, bewahren aber im Format des scheinbar konventionellen Piano-Trios auf ihre Weise genug Power, nur eine subtilere. Daher kommt der ganz eigene suggestive Sog ihrer Musik. Rusconi wurde oft mit E. S. T. verglichen, dem Trio des unlängst verstorbenen Esbjörn Svensson. Das stimmt nur insofern, als beide anderes Ausgangsmaterial suchen als die Standards der Bill-Evans-Keith-Jarrett-Linie. Rusconi schraubt sich Schicht um Schicht in das Innere der Pop-Songs und lässt deren Oberfläche irrisierend changieren – behutsam Klangtexturen nachspürend, ohne improvisatorischen Imperialismus. Ein spannender Vorgang.



Rusconi (Stefan Rusconi, Fabian Gisler, Claudio Strüby):
It's a Sonic Life.
Sony Deutschland
88697630822

Antiken-Murks

Hollywood vergreift sich an der griechischen Götterzunft: «Clash of the Titans». Von Wolfram Knorr



Sandalen-Spleen: Königstochter Andromeda (Alexa Davalos) mit Krieger Draco (Mads Mikkelsen).

Weiss man eigentlich: Der Olymp ist kein Studio, und die Götter, die ihn bevölkern, sind kein Operettenpersonal. Der Olymp ist das Himmelskonzept einer Mythologie – nur wie filmt man das? So ist es fast tröstlich, dass die Traumfabrik, diese mächtigste aller Illusionsmaschinen, trotz Computer, Special Effects und 3-D den Olymp nicht in den Griff bekommt. Da steht Zeus als heiliger Bimbam, in weisser Rüstung und von Licht umstrahlt, mit seinen Götterkumpels wie das Personal vom Ohnsorg-Theater bei einer Aufführung des Märchens von «Frau Holle». Und dann – rumpel, rumpel – tritt Hades, der böse Unterweltler, ins wattige Geviert und droht nachtschwarz mit irgendwas. Man möge unsere guten alten Abendlandgötter davor bewahren, einen Blick auf diesen Mummenschanz werfen zu dürfen. Ihr Zorn würde sonst den von Achill bei weitem übertreffen und uns alle, die wir den Kampf der Titanen auch noch in 3-D sehen wollten, wotanmässig zusammenstauchen!

«Clash of the Titans» heisst das jüngste Machwerk eines Trends, der über uns kommt. Auch wenn das Heldenpanorama abendländischer Dichtkunst Produzenten und Regisseure immer wieder herausforderte, mit neuester Technik vorzuführen, wie sie die Antike «realistisch» umsetzen können. Das wollte schon 1916 D. W. Griffith mit «Intolerance», dem Ausstattungstrumm über König Belsazar.

Mit Mammuts aus Gips und einem kolossalen Pappmaché-Babylon gelang ihm das: Das Publikum war geplättet. In der Antike steckt eben viel Gesamtkunstwerk. Vorsicht ist trotzdem geboten. Wolfgang Petersens Sandalen-Männerbündelei «Troja» (2004) und Oliver Stones Eroberungsunruhestifter «Alexander» (2004) flopten. Vielleicht, weil man die Historie bemüht hat, statt ihre Stoffe über die Hintertreppe auf den mythologischen Überbau zu schicken – wie «300» (2006). Das Thermopylen-Furioso war ein Renner. Ob dies «Clash of the Titans» gelingt, muss bezweifelt werden.

Das Remake eines Sandalen-Spleens aus den frühen achtziger Jahren mit dem Stop-Motion-Verfahren protzt nur mit seiner Rummelplatzfertigkeit, alles «echt» aussehen zu lassen. Pegasusse schwingen ihre Flügel, die Drachen krähen, Riesenskorpione donnern durchs Gelände, Medusa lässt alle zu Stein werden, Poseidon wühlt das Meer auf, aber wo ist die Story? Nachdem die Superhelden aus der Comic-Welt und die Fantasy-Heroen mit den Trickpfunden gewuchert haben, glaubt man, mit der Antike eine weitere Steigerung erreichen zu können. «Clash of the Titans» ist das Gegenteil: eher drittklassige Las-Vegas-Sause. Auch das 3-D-Verfahren ist Murks.

Clash of the Titans
Regie: Louis Leterrier. USA, 2010